

Paul Konrad Kurz

Wendezeit in der DDR

Romane von Günter Grass, Erich Loest und Volker Braun

Drei große geschichtliche Ereignisse prägten in Deutschland das Jahrhundert: der Erste Weltkrieg, die Hitlerzeit mit dem Zweiten Weltkrieg und seine Folgen, zuletzt die deutsche Wiedervereinigung 1989/90. Gedächtnis stiften ist nicht die einzige, aber eine der wichtigsten Aufgaben der Literatur. Sie sucht eine Sprache für Geschehenes, eine Sprache für Gewußtes und Nichtgewußtes, für Getanes, Nichtgetanes, Schuld und Verdrängung. Natürlich ist Literatur immer auch Erkundung und Entwurf nach vorwärts. Aber hier, in der mimetischen Literatur, ist sie vor allem Erinnerung, Wahrnehmung und Erörterung, die Stellungnahme und Kritik einschließen. Nach 1945 sprach man in der Literatur über Jahrzehnte von „Bewältigung der Vergangenheit“. Sie meinte Zulassen, Bewußtmachen, Bedenken des Geschehenen. Die rasch erfolgte Wiedervereinigung löste in Ost und West unterschiedliche Reaktionen aus. Seit der Öffnung der Mauer beschäftigen sich zahlreiche Autoren und Autorinnen mit ihrer Vorgeschichte, dem aktuellen Vorgang und den Folgen für die Beteiligten. Aus der neuen literarischen Produktion sollen ein Westautor, ein von der Stasi verfolgter und ein bekennender Sozialist mit ihren erzählerischen und Stellung nehmenden Texten vorgestellt werden. Sie heißen Günter Grass, Erich Loest, Volker Braun.

Wendezeit mit Fontane – „Ein weites Feld“ von Günter Grass¹

Von der „Blechtrommel“ bis zu den „Hundejahren“ faszinierte die Literaturkundigen in der Adenauerzeit seine Danzig-Saga, schockierte die Bürger der obszöne Sprechton des Autors. Eindringlich mythisierende Erinnerung der Kriegs- und Nachkriegszeit verband sich harscher Zeitkritik. Mit den Romanen „Örtlich betäubt“, „Aus dem Tagebuch einer Schnecke“ und „Kopfgeburten“ versuchte Günter Grass in einer zweiten Schreibphase auf EsPeDe-Basis zeitkritisch in die bundesrepublikanische Gegenwart einzudringen (1969-1980). Im Roman „Der Butt“ erzählte er augenzwinkernd, aber im Clinch mit den Feministinnen, die Geschlechtergeschichte des deutschen Ostens seit Urzeittagen, vor allem aber seit ausgehendem Mittelalter; eine Grasssche Hommage an die Frauen als Köchinnen, Bettgefährtinnen, jüngst aber Anklägerinnen des Mannes. Mit dem erneut mythi-

sierenden Roman „Die Rätin“ predigte der Autor wider die Atombombe, drohte apokalyptisch den Bürgern mit dem „Großen Knall“ (1986). Wir notieren nach den mißlungenen Aufzeichnungen aus Kalkutta („Zunge zeigen“) die überraschend freundlichen „Unkenrufe“ (1992), die spätes Eheglück zwischen dem Bochumer Kunstprofessor und der Danziger Restauratorin zur deutsch-polnischen Versöhnung stilisieren. Von der Kriegs- und Nachkriegszeit in die Adenauerzeit und von dort in die Zwischenzeit der SPD-Jahre einzudringen, um schließlich nach drohender atomarer Apokalypse in den späten achtziger und endlicher Ausöhnung mit dem Osten in den neunziger Jahren erneut Gegenwart zu erreichen, das fordert sogar Lesern, die den Autor nicht primär aus seinen Texten kennen, Respekt ab.

Die großen literarischen Zeitzeugen seit der Nachkriegszeit – Heinrich Böll, Günter Grass, Martin Walser – haben eine in der deutschen Literatur noch nie dagewesene anhaltende kritische Zeitgenossenschaft erzählerisch gestaltet. Wenn auch nicht jedermann sie als „Gewissen der Nation“ betrachten möchte, so ist ihre diagnostische Aufmerksamkeit von hohem literarischem Rang, ihre zeitkritische Stellungnahme durch perspektivische Gestalten von bewußtseinsformender Bedeutung für die am literarischen Diskurs teilnehmenden Bürger. Der publizistische Günter Grass hat in der „Wendezeit“ den Deutschen hartnäckig und rechtshaberisch das Recht auf Wiedervereinigung abgesprochen, weil sie „Auschwitz“ verschuldet haben. Überraschend, aber durch Pressemitteilungen werbewirksam vorbereitet, erzählt Grass nunmehr als Romanautor auf über siebenhundert Seiten die Wendejahre 1989–1991 (mit Rückblick ins neunzehnte Jahrhundert bis zu den 48er Jahren) aus Ostberliner Sicht. Voranzeigen wollen den Roman als „Jahrhundertroman“ gewertet wissen, eine Wertung, die vergangenes Jahr für den über tausendseitigen Roman „Mein Jahr in der Niemandsbucht“ von Peter Handke beansprucht wurde, hier aber von Marktleuten in Gang gesetzt wurde. Vom Umfang her werden die beiden Romane nur noch übertroffen durch den mehr reportagehaften Augenzeugenbericht von Lothar-Günther Buchheim mit seinem mehr als vierzehnhundertseitigen Roman „Die Festung“.

Der epische Einfall. Zwei alte Männer aus Berlin-Ost, der eine degradierte Aktenbote im „Haus der Ministerien“, der andere Mitarbeiter der Stasi, erfahren die Wendejahre. Der Aktenbote erfährt seinen Hoftaller als „Tagundnachtschatten“, der ihm nicht von den Fersen weicht. Hoftaller überwacht seine Beobachtungsperson, läßt ihr aber nicht nur persönliche Sympathie, sondern sogar Teilnahme zukommen. Der Agent als Freund und Helfer, der Spitzel als Kumpan, eine denkwürdig deutsche, vielleicht auch verharmlosende Symbiose. Ein Schuft, wer an die Staatsgefängnisse, an reale Fluchtverhinderungen, an Bautzen denkt. Über beiden komponierten Hauptpersonen steht der Grasssche Erzähler. Er gibt sich als Sprecher mit „Wir vom Archiv“ bereits im ersten Satz zu erkennen. An seiner federführenden Autorität ist nicht zu zweifeln. Theodor Wuttke, bis 1951 Lehrer,

dann Vortragsreisender im Dienst des DDR-Kulturbunds mit Sinn für preußisch-bürgerliche Tradition, ab 1976 nur mehr Aktenbote, ist nicht nur Liebhaber, sondern differenzierter Kenner Fontanes. Vom Erzähler und den Leuten vom Fontane-Archiv wird er deshalb freundlichst „Fonty“ genannt. Theodor Fontane wurde 1819 in Neuruppin geboren, Theodor Wuttke genau hundert Jahre später ebenfalls in Neuruppin.

Wenn „Fonty“ spricht und denkt, wenn er erzählt und beschreibt, identifiziert er sich so sehr mit den Gestalten, der sozialdemokratischen Gesinnung, dem Lebensweg, den Frauen- und Männerbegegnungen, Reisen und Wanderungen Fontanes, daß durch diesen Kunstgriff des Autors zugleich das 19. Jahrhundert seit Fontanes privaten vierziger und den politischen achtundvierziger Jahren gegenwärtig wird. Fontane erscheint geradezu als Alter ego von „Fonty“. In ähnlicher Weise doppelt der Autor die Gestalt des staatlichen Sicherheitspolizisten Hoftaller, der nach Joachim Schädlichs gleichnamigem Roman „Tallhover“ (1986) im neunzehnten Jahrhundert Tallhover hieß. Als preußischer „Oberspitzel“ observierte er den politisch revolutionären Autor Georg Herwegh und seinen republikanischen Club. Herwegh, der 1848 mit aufständischen Arbeitern in Baden eingefallen war, hatte 1864 in seinem Bundeslied für den deutschen Arbeiterverein dem vierten Stand mit dem Refrain „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will“ agitatorisch das Bewußtsein seiner Macht zugerufen.

Die Entwicklung der Fabel. Zentraler Ort des Romans ist das Ostberliner „Haus der Ministerien“, vormals Görings Reichsluftfahrtministerium, nachmals Verwaltungsgebäude der „Treuhand“. Wichtige Gespräche finden im „Pateroster“ statt. Monologischer Ort, an dem Fonty seinen Gedanken nachhängt, ist die Bank im Tiergarten gegenüber der idyllischen Rousseau-Insel. Der Roman beginnt mit der Öffnung der Berliner Mauer im November 1989 am Potsdamer Platz. „Mauerspechte“ schlagen Stücke aus dem Beton. Todesstreifen, Schußfeld und Wachtürme kommen nochmals in Sicht. Die beiden Inspizienten Wuttke und Hoftaller fürchten eine chaotische Öffnung und unbedachte – biographisch sagte Grass „arrogant vollzogene“ – Wiedervereinigung. Am 4. November, auf dem Ostberliner Alexanderplatz, hatte der Redner Wuttke-Fonty die versammelten Zuhörer frei nach Brecht, aber weniger totalisierend, ermutigt: „Eine neue Zeit bricht an! Ich glaube, eine bessere und glücklichere! Und wenn nicht eine glücklichere, so doch mindestens eine Zeit mit mehr Sauerstoff in der Luft, eine Zeit, in der wir besser atmen können. Und je freier man atmet, je mehr lebt man!“

Bald danach feiern die beiden Ostberliner Alten Fontys 70. Geburtstag bei McDonald's am Tiergarten. Eingedenk des schottischen Namens exkursiert Fonty in altschottische Familiengeschichten und trägt die „Archibald-Douglas“-Ballade des „Unsterblichen“ vor. Das untrennbare Paar fürchtet, auf die restaurativen Karlsbader Beschlüsse zu sprechen kommend, neue restaurative Tendenzen in Deutschland. Das Gespräch über alte und neue deutsche Verhältnisse bietet dem

Autor Gelegenheit, Fonty zum ersten Mal das leitmotivisch eingesetzte Titelwort aussprechen zu lassen. Fontanes Ritterschaftsrat von Briest hatte alle an ihn persönlich gerichteten politisch und moralisch schwierigen Fragen mit „Das ist ein zu weites Feld“ abgewehrt. Im Kontext westdeutscher Immobilienkäufe, der neuen Firmengründungen und eines gewissen Hurra-Optimismus werden die beiden Alten im Wendezeitroman bald von neuen „Gründerjahren“ sprechen. Theodor Wuttke leidet am „Zerfall des Arbeiter- und Bauernstaates“, den er sich „altpreußischer“ gewünscht hätte, dessen Geschichte aber vierzig Jahre lang die seine gewesen war. Sozialist im Herzen, Gegner des Gesinnungslosen und des kapitalistischen Marktes, Liebhaber des zugleich phantasievollen und überschaubaren Lebens, was darf ein alter Mann im vereinigten Deutschland hoffen?

Das zweite und dritte Buch breiten Wuttke-Fontys Familiengeschichte aus, zunächst die jüngere eheliche. Plötzlich taucht die mit dem Zweiten Weltkrieg zurückliegende andere Persongeschichte in Gestalt einer französischen Enkeltochter aus der Verdrängung auf. Fontys Nachkriegs-Söhne leben schon lange im Westen, einer in Staatsdiensten, ein anderer als religiös eifernder Verleger. Die übriggebliebene Tochter Martha-Mete, zur DDR-Zeit stramm sozialistisch, heiratet einen katholischen Münsteraner Bauunternehmer. Noch ehe der in Schwerin ein richtiger Immobilienhai werden kann, läßt ihn der Erzähler auf der Straße tödlich verunglücken.

Eine Reise nach Hiddensee schenkt Fontys strapazierten Nerven Erholung. Gebührende Nachbarschaft zu Gerhart Hauptmann verbindet sich mit idyllischer Landschaftsschilderung. Ein „Verhör“-Gespräch Hoftallers bringt mit den unruhigen vierziger Jahren Fontanes die anderen vierziger Jahre des Luftwaffenobergefreiten Wuttke in Frankreich an den Tag. Kunstvoll in Beziehung gesetzt zu Fontanes Kriegsberichten von 1870/71 wird die Tätigkeit des Kriegsberichterstatters Wuttke. Der soll nicht nur mit Kurierdiensten dem deutschen Widerstand, sondern auch der französischen Résistance geholfen haben. Parallel zu Fontanes Beziehung zur Dresdener Gärtnerstochter Magdalena Strehlenow wird die Wuttkes zur Lyoner Gastwirtstochter Madeleine Blondin erzählt. Aus dieser „europäischen“ Verbindung taucht unerwartet die reizende französische Germanistikstudentin Nathalie in Berlin auf. Die Enkeltochter wird die Freude und Liebe des alten „Fonty“. Ihr Auftreten treibt auch die Romanhandlung weiter. Der natürlich-jugendliche Charme Nathalies (der Leser mag an Goethes „natürliche Tochter“ denken) strahlt über die Resignation des Alten. Ein größerer Gegensatz zu des Autors klebrigem Gör Tulla Prokiefke aus den frühen Danzig-Romanen ist kaum denkbar.

Die Wege der beiden Protagonisten in Berlin zwischen Prenzlauer Berg, Wilhelmstraße (dem „Haus der Ministerien“), Kollwitzstraße (Fontanes Berliner Wohnung), Tiergarten, Glienicker Brücke kann der Leser mit dem Stadtplan verfolgen. In den beiden letzten Büchern werden der „Treuhand“ (deren erster Chef

fast kommentarlos ermordet wird) die Leviten gelesen. Ihr freier Mitarbeiter Wuttke sucht angestrengt „ein neues Wort für die durch Gesetz angeordnete Tätigkeit des Abwickelns“. Auf dem Friedhof kommt ihm „umbetten“ in den Sinn. In der zupackenden Wessisprache spricht man von „Verschlanken“, „Abspecken“, „Gesundschrumphen“ der Betriebe. Wenigstens in Gedanken will sich Fonty vorstellen, daß man sich der „Treuhand“ entledigt, indem man einfach das verhaßte Gebäude, das drei Regierungen diente, anzündet. Der in Berlin müde werdende Fonty entschwindet in idyllischer Gesellschaft seiner Enkeltochter nach Frankreich. Im Roman „Unkenrufe“ war die deutsch-polnische Aussöhnung Thema des Romans, hier feiert die deutsch-französische auf die charmanteste Weise.

„Ein weites Feld“ ist die republikanische Geschichte der Deutschen von der jüngsten Gegenwart bis zurück ins neunzehnte Jahrhundert. Ein weites Feld ist auch die biographische und literarische Personengeschichte Fontanes im neunzehnten, Fontys im zwanzigsten Jahrhundert. Ein weites Feld ist die Liebe zu den „Unsterblichen“ und der Einsatz politischer Spitzel zu preußischer und deutsch-sozialistischer Zeit. Ein weites Feld ist nicht zuletzt das Verhältnis von Wirklichkeit und Literatur, von autobiographisch gelebtem und künstlerisch gestaltetem Leben in einer Zeit politischer Veränderungen. O-Ton Fonty: „Die Schuld ist ein weites Feld und die Einheit ein noch weiteres, von der Wahrheit gar nicht zu reden.“

Politische Gegenwartserfahrung von der Öffnung der Berliner Mauer, der Währungsreform und deutschen Wiedervereinigung 1990 bis zur Errichtung der „Treuhand“-Verwaltung wird historisch geweitet durch literarische und republikanische Erinnerungen, betrachtet durch den Erfahrungs- und Worthorizont Fontanes. Es entsteht ein etwas angestregtes Bild deutscher Verhältnisse aus der Sicht des betroffenen, manchmal aufmüppigen, meist aber sich fügenden, gelegentlich räsonierenden, sich duckenden deutschen Bürgers. Literarisch wird die konfliktbeladene, von seinen „Nerven“ belastete, sensible Gestalt des gelernten Apothekers hugenottischer Abkunft, des Berichterstatters aus England und dem deutsch-französischen Krieg, des mit seinen „Wanderungen“ die Mark Brandenburg berühmt machenden und durch seine späten Romane zum bürgerlichen Jahrhundertautor avancierenden Theodor Fontane präsentiert.

Erzählhaltung und Erzählweise. Sich erinnern, was war, heißt die Devise des Romans. „Ein weites Feld“ verbindet die jüngste republikanische Geschichte mit der preußisch-deutschen des neunzehnten Jahrhunderts. In der gekonnten Verbindung persönlicher Geschichte mit der öffentlichen des Landes, gegenwärtiger politischer Erfahrungen (leider treten die einstigen DDR-Autoren nur mit positiv oder negativ etikettierten Namen ins Bild) mit denen namhafter Autoren aus dem vergangenen Jahrhundert, ist der Roman ein singuläres Ereignis. Wenn jüngere politische Daten geradezu pädagogisch an der bekannten Faktenschnur ins Bild gehängt werden, stehen poetisch die alten Neuruppiner Bilderbogen Pate.

Sprachlich rinnen dem Autor dabei bekannte, auch gemeinplätzig Formulierungen durch die Finger.

Grass vertraut mit der chronologischen Abfolge des Geschehens seiner Fabulierkunst, die freilich an Anschaulichkeit hinter seinen frühen Erzähltexten zurückbleibt. Er entwirft überschaubare Helden bürgerlich literarischer Statur. Der in die Breite fabulierende Erzähler, der alles Abgründige verloren hat, läßt an keiner Stelle Zweifel aufkommen über seine Autorität. Er bedenkt die kurzatmige Gegenwart mit geschichtlichen Rückwendungen, stattet „Fontys“ Rede mit zahlreichen Fontaneziten und -erwägungen aus, anhaltend bemüht um freundlichen Kontakt zum Leser. Für das Hinübergleiten ins zurückliegende Jahrhundert betätigt er etwas maniert seine epische „Zeitschleuse“.

Die episch entwickelte Identifikations- und Projektionsgestalt Wuttke-Fonty entspricht in ihrer Aufmerksamkeit, ihrer Sensibilität, den klotzigen Vorbehalten zur deutschen Vereinigung weithin dem poetisch empfindenden und politisch festgefahrenen Autor. Wuttke-Fonty darf die politischen Geschehnisse beobachten, die persönlichen Widerfährnisse und Gefühle der Menschen zeigen, sein sozialistisches Votum aussprechen, mit der literarischen Kenntnis des Autors Liebe zu dem aufgeklärten wachen preußischen Kritiker und Zweifler Fontane und seiner Weltsicht aussprechen. „Zweifel ist immer richtig“, bekennt Fonty. Hochwürden Matull von Sankt Hedwig möchte sogar Gott „nur im Zweifel“ existieren lassen.

Grass eifert in dem Gespräch der Dialogkunst Fontanes nach. Öffentliches und Privates, Gegenwärtiges und Vergangenes verknüpft er episodisch. Wenn der Leser Langatmigkeit, zu wenig Erregung oder gar Aktion einklagen möchte, antwortet der Erzähler mit dem erklärten Prinzip „Weitschweifigkeit“ und „Plauderstil“ des Erzählens. In der Tat erfährt der geduldige Leser die Aufgeregtheit und Hektik der Zeit, ihre Mediengeilheit hinweggeblasen. Natürlich schöpft Grass nicht aus dem Leidenspotential eines Wolfgang Hilbig, Volker Braun oder einer Monika Maron, Christa Wolf. Der Grasssche Erzähler bewahrt in seiner Teilnahme jene Distanz und jenen Überblick, die nur einem nicht unmittelbar betroffenen Autor möglich sind. Er läßt mit Fontanes Melusine und Pastor Lorenzen „über den Wert unserer Lebensweise und Gesellschaftsformen, über unsere Gesamtschauungsweise“ nachdenken.

Wenn der zornige junge Grass nach seinem berühmtem Danzig-Erstling „Die Blechtrommel“ als „Hai im Sardinientümpel“ der deutschen Prosa bezeichnet wurde, so tritt der älter werdende Autor zum Ende des Jahrhunderts geradezu als „elder statesmen“ unter den Romanciers auf. Grass möchte literaturpolitisch ein Statthalter deutscher Verhältnisse sein. „Ein weites Feld“ ist auf weite Strecken eine, mitunter vergnüglich zu lesende, Altersprosa geworden. Vom Unrechtssystem der DDR sprechen die Protagonisten des Romans nicht. Einen authentischen Roman – wie Erich Loest in seinem gleichzeitig erschienenen Leipzig-

Roman „Nikolaikirche“ – wollte und konnte Grass nicht schreiben. Er war auf eine künstlerische Darstellung deutscher Verhältnisse aus. Die realpolitischen Verhältnisse des SED-Staates treten teils verharmlost, teils bloß ironisch ins Blickfeld. Der sozialistisch gesinnte, nicht eigentlich ideologisierbare Schriftsteller „Fonty“ überlebt als Aktenbote.

Wie schon der Blechtrommler Oskar Mazerath sind auch „Fonty“ und, in geringerem Maß, sein Kollege Hoftaller schelmische Überlebenskünstler. Man sollte bei der Lektüre diese schelmische Perspektive des Schriftstellers nicht übersehen. Mit der individuellen Doppelung von Wuttke-Fonty und seinem mephistophelischen Partner Hoftaller wollte Grass (vielleicht mit Seitenblick zu Thomas Manns „Doktor Faustus“) nicht nur einen Zeit-, sondern auch einen deutschen Künstlerroman schreiben. Der Ehrgeiz, ins Zeitgeschichtliche vorzustoßen, war offenbar groß. Die Episoden wuchern, manchmal ins Uferlose. Dennoch entsteht mit Fontys Erzählton wiederholt so etwas wie fast zeitlose Gegenwart.

In die Sprache ist viel Fontane-Imitation des Romanciers, viel politische Meinung des Politredners Grass eingeflossen. Aber Grass hat seinen Erzählrhythmus und seine Erzählperspektive gefunden. „Ein weites Feld“, bei Fontane entsprang das Wortbild, ausweichend und die eigene Rede bescheidend, dem Charakter des alten Stechlin. Bei Grass, titularisch zum Programm erhoben, mäßigt es die politischen Ansichten. Die vom Autor resignativ dargestellte und, überwiegend ironisch, auch satirisch kommentierte deutsche Geschichte kann es nicht glaubhaft charakterisieren, wohl aber Fonty, dessen ausgesprochene und erlebte Rede die Widrigkeiten des eigenen Lebens zusammensucht und, aus später Sicht, sogar feiert. Wenn Fonty die wirren Lebensereignisse mit denen des alten Fontane vergleicht, deutet und stilisiert er sie. Der Erzähler verleiht der Mühsal des Lebens Würde. Von einem gänzlichen Mißlingen des Romans könnte nur ein voreingenommener Leser sprechen. Auf den geduldigen Leser wartet episch „Ein weites Feld“. Nach dem Perspektivenwechsel des westdeutschen Erzählers hinüber nach Ostberlin wäre der langjährige Ostberliner und ostdeutsche Statthalter Fontanes, der episch streng und unspektakulär „bilanzierende“ Autor Günter de Bruyn am Zug.

Leipziger Wendezeit – Erich Loests Roman „Nikolaikirche“

Grass zeigt die resignative Menschlichkeit zweier alter Herren, Loest die aggressive Unmenschlichkeit des Systems. Zentraler Ort des Grassromans ist das Haus der Ministerien in Berlin-Ost für sein fiktives Erzählen; zentraler Ort des Loestromans ist die Leipziger Nikolaikirche. Loest stellt für seine Darstellung den realen Ort des historischen Geschehens in den Mittelpunkt. Ort, Zeit, Handlung, der Geschehensverlauf sind authentisch. Authentisch sind die Leiden und Aktio-

nen der Beteiligten im gesellschaftlichen System der DDR. Die Personen entwickeln nicht (wie bei Grass) unter widerlichen Verhältnissen ihre künstlerische Individualität. Sie stehen, in ihrer Individualität weniger differenziert, exemplarisch für einen historischen Vorgang. Sie zeigen also nicht zuerst ihre Individualität, Überlebenskunst, List, auch nicht ihre literarische, schelmische oder kriminalistische Energie, sondern exemplarisch und stellvertretend die gesellschaftlichen Verhältnisse. Erfunden sind nur die Namen der Akteure. Der reale, inzwischen auch dokumentierte Ablauf historischer Ereignisse in Leipzig ist vorgegeben.

Loests Einfall besteht darin, daß er den Ereignissen eine exemplarische altkommunistische Familie zuordnet. Sie konzentriert und veranschaulicht gegenläufige Interessen, entstehende Selbstzweifel, verharrende, in die Krise geratende und progressive Personen. Nicht nur die Generationen, auch die Geschwister driften auseinander. Die Enkelin reagiert bereits so ideologisch desinteressiert wie eine westliche Teenagerin. Der Zerfall einer staatstragenden Familie wird Symbol des Zerfalls der ganzen Gesellschaft. Die Geschichte der Familie ermöglicht zeitlich Rückblicke bis in die dreißiger Jahre, sozialpsychologisch eine gewisse Tiefenstruktur der zunehmend öffentlicher werdenden Ereignisse.

Großvater Albert Bacher, proletarischer Altkommunist, Antifa-Kämpfer in Sachsen, später Partisan in Stalins Rußland, hochdekoriertes General der Volkspolizei und Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit, ist an Herzversagen gestorben. Seine Witwe vermag nicht nur die Veränderungen und Interessen der Menschen nicht wahrzunehmen, sie hat im Grunde amourös privatistisch in der politischen Welt der Männer gelebt. Die im System privilegierte Familie gerät in der zweiten Generation in die heftigste Krise. Sie bricht an der Pflicht-Identifizierung mit dem Staatsapparat auseinander. Tochter Astrid, Architektin in der Leipziger Stadtverwaltung, verheiratet mit dem erfinderisch begabten, aber gesellschaftlich distanzierten Ingenieur Harald Protter, gerät beruflich und privat in eine Lebenskrise. Die sprachlos bleibenden, verinnerlichten Nöte bringen sie in die psychiatrische Klinik. Dort wird sie sich ihres Widerstands gegen das herabgewirtschaftete, jede persönliche Individualität unterdrückende System bewußt. Sie findet zu einer Gesprächsgruppe der Nikolaikirche und mit der oppositionellen Entscheidung gleichgesinnter Frauen zu neuer Lebenskraft. Astrids Bruder Alexander, genannt Sascha, will als Stasi-Hauptmann die Karriere seines Generalvaters fortsetzen. Enkelin Silke Protter bricht, um zu überleben, aus dem mütter- und vaterlosen Haus in eine Wohngemeinschaft aus.

Was der politästhetische Günter Grass, der seine Fabel zwar republikanisch, aber noch mehr individualistisch und kunstästhetisch entwickelt, nicht sehen will und nicht darstellt – die reale Gefängniswelt der DDR, die Lüge des Systems, die Unfreiheit der Bürger, die Gesprächskreise der Kirchen mit ihrem Pochen auf die republikanischen Freiheiten, den revolutionären Protest engagierter Gruppen und schließlich der Massen –, das zeigt der von der DDR in seiner ganzen Exi-

stenz als Person betroffene, wegen „konterrevolutionärer Gruppenbildung“ sieben Jahre (1957–1964) in Bautzen inhaftierte Erich Loest in seinem Leipzig-Roman „Nikolaikirche“. Diese Kirche in der Stadtmitte mit ihrem sehr bewußten und klugen Pfarrer Ohlbaum wird Mittelpunkt oppositioneller Gesprächskreise. In ihr versammeln sich Ausreisewillige, Menschenrechtler, Umweltschützer, die Natur und Schöpfung bewahrt sehen wollen, zu kritischen Gesprächsgruppen. Vor allem aber die öffentlichen Friedensgebete werden von den Regierenden als Widerstand gegen die Staatsmacht empfunden. Die Beteiligten denken gegenideologisch. Sie fordern westliche Freiheiten, ein insgesamt anderes Verhältnis der Regierenden zu ihrem Volk. Nachdem die Universitätskirche im Mai 1968 gesprengt worden war, blieb Nikolai gegenüber der Universität die zentrale Kirche der Innenstadt.

Die Romanhandlung setzt 1985 ein. Die Leipziger Staatssicherheit will neue Maßnahmen ergreifen gegen die subversiven Aktivitäten, die von der Nikolaikirche, der Michaeliskirche, dem Theologischen Seminar und dem Dorf Königsau ausgehen. Astrid Protter, als Generalstochter die „rote Prinzessin“ genannt, weigert sich, in diesem Jahr an der Mai-Kundgebung teilzunehmen. Ihre anhaltend schwere Depression wurzelt in einer umfassenden Aussichtslosigkeit. Von „Sprachlosigkeit“ ist die Rede, vom „Unvermögen zur Zärtlichkeit“. Pfarrer Ohlbaum fragt die ausreisewilligen, die kritischen, die jungen, die mit dem Status quo insgesamt unzufriedenen Bürger in seiner Predigt: „Wo ist das Land unserer Träume, der Erfüllung? Ich kann das Gelobte Land auf unserem Globus nicht finden. Gott ist nicht systemgebunden, nicht abhängig von Pässen und Visa. Er ist in umfassendem Sinn grenzüberschreitend. Also lebt er auch bei uns in der DDR.“ Der Kirchenmann ermutigt seine Zuhörer zu „kritischem Bleiben“. Das aber bedeutet nicht nur Bewußtwerdung, sondern auch Vertreten von Meinung, Versammlung von Gleichgesinnten, soweit möglich Öffentlichkeitsarbeit, sogar Aktion. Aktion war bereits die Teilnahme am kirchenöffentlichen Friedensgebet. Die sind dem MfS mehr als ärgerlich, denn sie ziehen immer weitere Kreise. Sie werden dem Klassenfeind bekannt und via Westfernsehen dringen sie tief in die DDR.

Der Autor baut seinen Roman mit Berichten, Gesprächen, Szenen der Kirchenakteure und der Stasi auf. In erlebter Rede zeigt er die Innenperspektive einiger Personen. Durch Rückwendungen, strukturell kenntlich gemacht, zeigt er die Lebensgeschichte des verstorbenen Generals Albert Bacher, seine antifaschistische Kampfzeit, seine DDR-Karrierezeit, die Freundschaft mit Linus Bornowski, der Liebhaber seiner Frau wird. Der dem Kommunismus abtrünnig gewordene Bornowski wird ein berühmter Fotoreporter in Westberlin. Von der Stasi in einem Café betäubt, vergiftet und gekidnappt, werfen sie ihn ins Gefängnis. Aus eigenen Kenntnissen der Verhöre, Gefängniszellen, politischen Strafen zeigt Autor Loest das berüchtigte Gefängnis Bautzen II. Mit den IMs taucht auch ein

Anwalt auf, der mit Kirche *und* Stasi zusammenarbeitet. Unter beschwichtigenden Kirchenmännern spricht ein Synodalausschlußvorsitzender, der mit der Stasi zusammenarbeitet. Ortsbegehungen im Tagebaugebiet der Braunkohle, private Liebesgeschichten und Sitzungen der Stasi, heroische einzelne (Student Vockert, Frau Heit) und kleinbürgerliche Opportunisten differenzieren die örtliche Atmosphäre der Messestadt. Am Christentum bisher nicht Interessierte sind, beeindruckt durch mutige Pfarrer, „bereit, sogar über Jesus Christus nachzudenken“. Unter den Aktivitäten der Christen leiden Polizei und Staat zunehmend an Autoritätsverlust. Immer weniger repräsentieren sie das Volk.

Der Roman endet mit der großen Friedensdemonstration vom 9. Oktober 1989, als siebzigtausend Menschen mit Transparenten „Wir sind das Volk“ um den Ring der Innenstadt ziehen. Die Wende selbst wird gegen Ende des Jahres politisch in Berlin vollzogen, genährt und vorbereitet wurde sie nachdrücklich in Leipzig. Frauen und Pfarrer haben das Protestpotential in Gang gesetzt, das die Veränderung der öffentlichen Stimmung bewirkte. In den Kirchen versammelte sich nicht immer bekenntend christlicher, aber in jedem Fall ein Freiheit suchender, kritisch republikanischer Geist. Die Nikolaikirche wurde mit ihren politisch motivierten Friedensgebeten Ausgangspunkt der realen, im Roman anschaulich inszenierten Leipziger Montagsdemonstrationen.

Mit „Nikolaikirche“ ist Erich Loest der erste große authentische Roman der „Wendezeit“ gelungen. Er hat dokumentarisch gesellschaftliche Vorgänge in Leipzig mit der Geschichte einer Familie verbunden. Ihren Personen verlieh er exemplarische Rollen von antifaschistisch, staatstragend, am Staat zweifelnd, privatistisch, ohne Zukunftsperspektive, aussteigend und sogar subversiv. Mit der Kirche als Ort der Versammlung und kritischer Führung hat er die Entwicklung des gesellschaftlichen Protestpotentials in Leipzig dokumentiert. Den historischen Prozeß, der zur friedlichen Auflösung der totalitären Staatsmacht führte, stellt Loest schaubar, plausibel, episch konzentriert vor. Er reproduziert das sprachliche Idiom und den zynischen Jargon der Stasi. Abgründiges in den Personen und ihren Beziehungen zu zeigen, Handlungsverzögerungen, Schweben, Ironie, Unausgesprochenes in der Rede, Atmosphäre und Komposition künstlerischer Raffinesse waren nicht seine Absicht. Loest wollte den Geist, die Arbeit und Bewegung „Nikolaikirche“ dokumentieren, den Ungeist des Stasistaats erinnern, den erfolgreichen Kampf der Freiheit gegen die Unterdrücker episch überliefern. Das ist ihm eindrucksvoll gelungen.

Die Wende: Verlust der Identität – Volker Brauns „Der Wendehals“

Wie reagiert einer, der bewußter gläubiger Sozialist war, auf die Wende? Wie erfährt er seine persönliche Identität, die Erschütterung, den gesellschaftlichen Ver-

lust? Unter den ehemaligen DDR-Autoren ist Volker Braun (geboren 1939 in Dresden, wohnt in Berlin) einer der gebeuteltsten. Über Jahrzehnte DDR-gläubig, wenn auch den Funktionären als Autor sperrig, hat ihn der Untergang seines Staates zutiefst gekränkt. Das Aufgehen in der Bundesrepublik bleibt für ihn auch im neuen Buch „Der Wendehals“ eine Kränkung. In den fünfziger und sechziger Jahren gehörte Volker Braun zu jenen Autoren, die stramm an den Aufbau-Sozialismus glaubten. Als seine Altersgenossen hierzulande alle naiv-mythischen Bilder aus der Poesie verbannten, da versifizierte er den Prometheus-Mythos kollektiv „im friedlichen Land, ... auf nichts/Vertrauend als auf uns“. „Was uns Neues gelingt, sprengt/Fast die Adern vor Schmerz ... Was glaub ich denn/Wenn nicht an uns? worauf/Hoffe ich sonst: ist unsere Hand/Faul, unser Feuer?“ So blauäugig schrieb Braun als Mittzwanziger. Noch 1971 programmierte er: „Wir schreiben nicht mehr gegen die bestehende Gesellschaft, sondern für sie, für die immanente Veränderung.“ Später freilich, in der „Unvollendeten Geschichte“ (1977) und im „Bodenlosen Satz“ (1989) klagt er unmenschliches Verhalten und Zerstörung der Landschaft im staatlichen System an. Da trägt er ins große sozialistische Ja Sätze zum Schutz von Mensch und Natur ein.

Als Braun seinen utopischen Sozialismus begraben mußte, schrieb er das Sprechstück „Iphigenie in Freiheit“ (1990/92). Die Freiheit im vereinten Land, das ist die Konsumfreiheit. Auch „in Freiheit“ gehört Iphigenie zu einer Familie, „die sich schlachtet“, zeitgemäß vor laufender Kamera. Das Geschehen selbst genügt nicht mehr. Fernsehen und Fernsehpublikum inszenieren Öffentlichkeit. „Entwaffnet von der Werbung, geht Iphigenie handeln mit der Lust und der Liebe.“ Aber zuvor muß sie denen, die das Land „kolonisiert“ haben, ihre Meinung sagen, heißt doch der Ruf „Hellas Hellas Hellas!“ nichts anderes als „Heim ins Reich“. „Komm an die Kasse, Schwester“, sagt Orest zu seiner Schwester Iphigenie. An der Kasse sind „Sieger und Besiegte“ nicht mehr unterscheidbar. Den historischen wie mythischen Altar hat die Kasse ersetzt.

Das Wort „Wendehals“, vor einem Jahrfünft geprägt, wurde die signifikanteste Bildmetapher für Ostbürger, die sich opportunistisch den neuen Verhältnissen anpaßten, ihre Chance witterten, ihren Vorteil suchten. Über Jahre eingesetzt verlor die griffige Metapher an Münzwert. Kann der neue Buchtitel das abfällig Gemeinte szenisch zeigen oder nur noch einmal aufgewärmt exemplifizieren?

Im Dialog begegnen sich ein ICH und ein ER, zwei frühere Genossen, in Berlin-Ost. Sie unterhalten sich, kommentieren und kritisieren die veränderte Situation. Die Ich-Person beteuert mit dem ersten Satz, daß sie keine Bücher schreibt. Sie ist arbeitslos „wie alle Weltanschauer und Veränderer hier, innerlich abgewickelt und entlassen von der zahlungsunfähigen Geschichte“. Schon fallen diese bedeutungsbeladenen Worte – „Weltanschauer“, „Veränderer“, „zahlungsunfähige Geschichte“ –, die weder erzählen noch beschreiben, sondern werten und behaupten. Das sprechende ICH kommt dem Autoren-Ich bedenklich nahe. ICH, seines

Einverständnisses, Selbstwertgefühls, ja seiner Identität beraubt, unterhält sich zuerst mit sich selbst, dann in der Fußgängerzone mit einem „zufälligen Passanten“. Auf den Leser warten keine empfindsam hellsichtigen „Passanten“-Beschreibungen à la Botho Strauß, sondern die Reden zweier durch die Wende Abgehalteter, eines enttäuschten Intellektuellen, namens ICH, und eines geschäftlich „Abgewickelten“, namens ER. „Es ist Kollege Schabert, der abgewickelte Chef“, aber von einer „Seilschaft“ wurde er bereits bei einer „Finanzakademie“ untergebracht. „Die Ziele, für die er sich einst opfern wollte, sind ihm abhanden gekommen. So geht er täglich ans Werk – ohne irgendeinen Zweck zu verfolgen; er sitzt noch auf dem Pferd des Engagements (einem Gebrauchtwagen, den ihm die Firma stellt, einen gut erhaltenen Opel), aber er reitet auf kein Ideal mehr zu... Ein Kaufmann des Ausverkaufs; und er steht nicht allein in dem Beruf, tatsächlich sehen wir alle die abgehalteten Genossen, von Egon Krenz bis zum letzten Lehrer der Staatsbürgerkunde, ins Kaufmännische überwechseln, zu den Versicherungen.“ Nein, das ist nicht die neue Sprache, auf welche die befreundete Kollegin Christa Wolf seit ihrer Erzählung „Was bleibt“ (1990) wartet. Das sind alte sprachliche Versatzstücke („opfern“, „ans Werk gehen“) verbunden mit neuen („Ausverkauf“, „abgehalteter Genosse“, „ins Kaufmännische überwechseln“). Der Autor setzt seine klapprige Dialektmühle „Sozialismus“ gegen „Kapitalismus“ in Gang.

War die Wende eine „Katastrophe“ oder könnte sie „Rettung“ bringen? Im aufgelösten Staat haben die Leute die „Orientierung verloren“. Die Identitätsfrage „Was bin ich?“, „Wer bin ich?“ stellt sich unter ehemaligen Genossen bedrohend. Gesucht wird, mit ironischem Unterton, ein Buch, das „linke Selbstgewißheit“ ausspricht und zeigt. ICH und ER reduzieren die Wende ohne Federlesen auf Arbeitslosigkeit und Warenhaus. Die neue „Instanz“ heißt „Überfluß“. Dialektisch lesend muß der Leser zurückfragen, ob die alte Instanz Mangel hieß. „Das Volk will betrogen sein“, sagt ER. „Das Volk – hat Geschichte gemacht“, erwidert ICH satirisch-ironisch. Das Ressentiment des Genossen und das Ressentiment des Intellektuellen schlagen durch die Fertigsätze, Fertigteile. Im Verlauf des Dialogs werden die alten Verhältnisse mit dem „Label“ „Sozialismus“, die neuen mit „Kapitalismus“ etikettiert. „Geiz, Aufstiegsstreben, Missionierungsdrang sind von der Tagesordnung“, sinniert der Erzähler. Im übrigen trägt man „die Haut zum Erlebnismarkt“. Es stellt sich in der Konsumwelt sogar die Frage, ob nicht „Erlebnisse“ das Hauptprodukt, „Ereignisse“ das Nebenprodukt sind. Das hieße, daß das Individualistische und Private wichtiger wäre als die öffentlichen Vorgänge und Zustände.

Volker Braun, dem die alte Eindeutigkeit des Feindbilds abhanden gekommen ist, schlägt mit Metaphern, Kalauern, Anschuldigungen um sich. Er muß seine angegriffene Identität ironisch, satirisch, parodistisch verteidigen. Von Öffnung des Kopfes, Weitung des Horizonts ist in diesen karikaturistischen Skizzen keine

Spur. Keine Anstrengung machen ICH und ER, die Dinge anders als von ihrem weltanschaulichen Sockel her zu betrachten. ICH balanciert weiterhin auf dem ramponierten Sockel, ER wurde heruntergestoßen. Keine Gerechtigkeit suchen sie gegenüber der neuen Offenheit, keine gegenüber der inneren und äußeren Freiheit. Kein Blick auf die desolote Vergangenheit, keiner auf die anderen Oststaaten, kein abwägendes Wort über Verlust und Gewinn, geschichtliche Zwangsläufigkeit und sozialpolitische Chance, die freilich eine sozialistische Utopie nicht anstrebt. Die beiden Sprecher, das von Schabert zum „Intendanten, Kommissar, Kommandanten“, sogar zur „Eminenz“ aufgebaute ICH und das nicht weniger kokett zum beinahe Nichts abgebaute ER sind einander Stichwortgeber. Nachgewiesen werden soll, mit dem klotzigen Anspruch des Besserwissens, Besserdenkens, die allseitige Misere. Da geifert die Wut des/der in ihrem sozialistischen Glauben Verletzten. Christa Wolf wird dem untröstlichen Schriftstellerkollegen am 26. März 1993 aus dem sozialismusfernen Kalifornien in „schuldiger Trauer“, in alten Metaphern stöbernd, schreiben: „Jetzt weißt Du, wo Gott wohnt“ (Auf dem Weg nach Tabou, Texte 1990–1994). Gott wird mit dem Land des Kapitalismus gleichgesetzt. So einfach ist die alte Wahrheit. An keiner Stelle können die ironischen Wortspiele von Volker Brauns Sprechern einen Vergleich mit den tragikomischen Clowns in „Warten auf Godot“ (von Samuel Beckett) aushalten. Klingelnde Alliterationen à la „Besetzung“ – Sie meinen „Besitzung“, nein „Besatzung“ – täuschen Witz und Tiefsinn vor. Da sagt ER, das „Geschäft“ apostrophierend: „Wir aber, Kundschafter waren wir, keine Kundschaft.“ ICH entgegnet: „Jetzt sind wir Kunden ohne Kunde“ (88).

Wer hat den „Paternoster“ in der Treuhand als symbolischen Ort zuerst gesichtet? Günter Grass oder Volker Braun, vielleicht ein Dritter oder gar Volksmund? Treuhand ist die neue allmächtige „Instanz“. Im Paternoster der Treuhand verrenkt Schabert seinen Hals „um 180 Grad; er erlebt die glücklichste Verwandlung, die Sensation selbstloser Sinnesänderung“. Das ist herbeizitiert. Die nachfolgende Kurzprosa aus der Fußgängerzone variiert das dialogisch Besprochene. Die verführbare „Menge“ ist der versprochenen „Wahrheit“ und „Gerechtigkeit“ auf den Leim gegangen. Aber die „Dinge“ (frei nach Erhart Kästners „Aufstand der Dinge“, 1973) wehren sich. „Sie waren plötzlich mit einer Kraft begabt, die hart das Verhältnis der Personen zu ihnen klärte. Sie teilten kalt mit, wen sie ertragen mochten; die wenigsten; bekannte volkreiche Produktionen liefen aus wie alte Eimer.“

Trotz einiger Anleihen in Bild und Ton bei dem parabolischen Erzähler Franz Kafka sind diese Texte nicht (wie ein Kritiker großzügig meinte) mit der unideologischen Wahrnehmungs- und Ausdrucksfähigkeit Kafkas vergleichbar. Mit einem so unschuldigen Autor sollte man diese vollmundigen Plädoyers nicht vergleichen. Volker Braun ist tief verletzt. Der Schreibende verteidigt sich mit absichtsvollen Dialogen, er wehrt sich mit melancholisch anklagenden Geschichten.

Er ist bis auf weiteres nicht bereit, seine Wahrnehmungen mit einem anderen Koordinatensystem als dem sozialistisch geglaubten zu unterlegen. Die hier vorgestellten Dialogpartner und das Erzähl-Ich wollen keine Abtrünnigen, keine Bekehrten, keine Fühmannsche, noch weniger Martin Walsersche Verlierer sein. Das walte Brecht, das walte Wolf.

Die ehemalige DDR nur ein „abgewickelter“ Staat, wie die Sprecher von Volker Braun meinen? Der Ostberliner Staat ein zu Friede und Freiheit befreiter, wie die in der Leipziger Nikolaikirche Versammelten und das in Leipzig demonstrierende Volk wollten? Bundeskanzler Kohl dem vereinnahmenden preußisch-nationalen Bismarck vergleichbar, wie Fonty im Grassroman nörgelt? Deutschland ein enges Land, ein weites? oder einfach ein nicht mehr geteiltes, dessen Teile noch nicht recht zusammen und vielleicht auch nicht befriedigend zu sich selber gefunden haben? Jenseits aller finanziellen und politischen Anstrengungen ist die gedankliche, die seelische, die emotionale „Bewältigung“ der Wende noch lange nicht abgeschlossen. Indes Politik und Wirtschaft weiter drängen, hängen Schriftsteller nach. Müssen die Erinnernden, Bedenkenden, Beleidigten und auch Streitenden die fällige Bewußtseinsarbeit der Bürger leisten? Sprechen sie, im Dunkellicht der Sätze und Bilder betrachtet, wo andere zur Tagesordnung übergegangen sind, vielleicht nicht nur für sich selbst, sondern auch als Stellvertreter? Es wäre gut, wenn möglichst viele Bürger ihre Stimmen lesen würden.

ANMERKUNGEN

¹ Günter Grass, Ein weites Feld. Göttingen: Steidl 1995. 748 S.

² Erich Loest, Nikolaikirche. Roman. Göttingen: Steidl 1995. 520 S.

³ Volker Braun, Der Wendehals. Eine Unterhaltung. Frankfurt: Suhrkamp 1995. 127 S.